Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 282 Bydgoszcz/ Bromberg, 11. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(11. Fortsetzung.) ——

Michael Rauter ging durch die Stadt, die er vor fast sechs Jahren verlassen. Er wußte nicht, wie lange er durch die Straßen wanderte, wußte nicht, daß er im Central Park ein Liebespärchen störte, als er sich neben die jungen Leute auf eine Bank setzte. Wußte nicht, daß er in ein Kino ging und eine halbe Stunde auf die Leinwand starrte. Er ging wie im Traum und der Traum war schön. Er sah und hörte den großen Puls der Stadt und fühlte das gewaltige Leben. Es war schön, frei zu sein, schön durch die Straßen zu gehen, es war ganz einfach schön zu leben . . . In einem Land, das tausend Möglichkeiten barg. Man konnte noch einmal anfangen, man konnte etwas schaffen, man war noch nicht alt. Ein Mann von fünfundvierzig Jahren war nicht alt in einem Land, in dem siebzigjährige Frauen Auto fahren lernten.

Spät, gegen zwei Uhr, fand er sich plötzlich in einer Cafeteria, die er früher besucht hatte, als er sich noch keine teueren Restaurants leisten konnte. Es wunderte ihn beinahe, daß sie noch da war. Er holte sich seinen Bon und wählte unter den ausgestellten Speisen, trug seinen Teller zum Tisch und setzte sich. Ihm gegenüber hing ein großes Schild, das die männlichen Besucher bat, ihre Kopfbedeckungen abzunehmen. Trotzdem saß eine ganze Anzahl von Männern, den Hut tief ins Genick geschoben. Für Leute ihrer Art gab es keine Vorschriften.

Rauter aß mit großem Appetit. Dann zündete er sich eine Zigarette an und trat auf die Straße, auf der der Verkehr kaum nachgelassen hatte. Die Autos flitzten an ihm vorbei, an den Eingängen zu den Untergrundbahnen drängten sich die Menschen, die Omnibusse kamen vollbesetzt daher und die Hochbahnen donnerten. Er atmete tief. Er hatte nicht geschossen . . .

Warum hatte er nicht geschossen, als er sich Lombard so unerwartet gegenübersah, obwohl seine Hand instinktiv nach dem kühlen Eisen des Revolvers gegriffen hatte? Es gab eine ganze Anzahl von Gründen und Rauter zählte sie sich auf. Der erste und wichtigste: das schwarzlockige kleine Geschöpf, das seine Sekretärin war, hatte direkt in der Schußlinie gestanden. Der zweite: Lombard hatte ihn wohl angesehen, ihn aber nicht erkannt. Der dritte: Lombard hatte sich umgedreht, ihm den Rücken zugewandt . . . Rauter war nicht der Mann, der seinen Gegner von hinten niederknallte. Der vierte: das war nicht die Begegnung, wie er sie sich in seinen rachsüchtigen Träumen ausgemalt; und der fünfte: gab es vielleicht doch eine andere Möglichkeit, sich an Lombard zu rächen, ohne selbst draufzugehen? Wenn Lombard nun unter dem Druck der Verhältnisse, unter dem Zwang seiner, Michaels, Gegenwart eingestand, daß das Testament gefälscht war? Das würde die Werke mit einem Schlag wieder in seinen Besitz bringen und Lombard wahrscheinlich ruinieren. Dann . . . alles dies waren Überlegungen gewesen, die ihn gehindert hatten, den Hahn abzuziehen. Aber im Grunde war es eigentlich ganz anders, im Grunde war es der Fall eines Menschen, der, so lange er eingesperrt gewesen, unter der „fixen Idee" gelitten hatte, einen Menschen unbedingt, koste es was es wolle, erschießen zu müssen. Und dieser selbe Mensch, nachdem er für einige Tage das köstliche Gefühl von Freiheit verspürt hatte, begann, diese seine neue Freiheit, deren Schönheit er vergessen hatte, zu lieben, so zu lieben, daß sie ihm wieder etwas wert wurde, daß er sie nicht mehr so ganz unbedacht aufs Spiel setzen wollte.

Alle diese Gefühle waren eigentlich grundverschieden von denjenigen, die ihn bis zu seiner Ankunft in Newyork beherrscht hatten. Er war über sich selbst erstaunt, zuerst wütend gewesen — wütend über das, was er ein Versagen der Nerven nannte —, jetzt aber fühlte er sich wie von einer großen Last befreit. Er hatte sich selbst gerettet, ein paar Tage seines neuen Lebens gerettet. Ein Mann hatte ihn um den Besitz seines Erbes betrogen, ihm fünf Jahre seines Lebens gestohlen, er würde sich zu rächen wissen, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Aber es erschien ihm nicht mehr so unbedingt notwendig, zu Mitteln zu greifen, die sein eigenes Leben kosten mußten. Es mußte noch andere Wege geben. Er brauchte nichts zu überstürzen, er konnte abwarten, auf einen Ausweg sinnen. —

Rauter kehrte in sein Hotel zurück. Zum erstenmal seit vielen Jahren schlief er fest und tief und erwachte am nächsten Morgen frisch und gestärkt. Wie merkwürdig, daß ein Mädchen, das dumm genug war, ausgerechnet in der Schußlinie zu stehen, einen solchen Umschwung im Denken und Handeln herbeiführen konnte.

Wieder trat er auf die Straße hinaus, blieb stehen und betrachtete entzückt die schöne Linie der Wolkenkratzer, die sich durch den blauen Horizont spannte. Daß es Menschen gelungen war, Gebäude von dieser Höhe zu errichten, war vielleicht das größte Wunder in einem Zeitalter, das die Welt jeden Tag mit neuen Erfahrungen überraschte.

Er ging durch die Fifth Avenue wie ein Mensch, der nichts zu tun hat, beobachtend, genießend. Er hatte vergessen, wie schön Newyork, wie sehr es von einem brausenden und kraftvollen Leben erfüllt war. Der Wind kam vom Meer her. O ja, das Leben war schön! Es lohnte sich nicht, es auf einen Schlag wegzuwerfen. Er blieb vor einer der vielen geschmackvollen Auslagen stehen. In diesem Geschäft hatte er früher gekauft, früher, bevor ihn die Macht des Schicksals oder eines skrupellosen Rechtsanwalts von seiner sicheren Höhe gestürzt hatte. Unwillkürlich fiel sein Blick in den Spiegel, der groß und schimmernd die gesamte Rückwand der Auslage bedeckte. Er sah im Gehaste und Getriebe eines morgendlichen Großstadtverkehrs einen Mann stehen, der ziemlich indifferent aussah, nicht besonders gut gekleidet war — mit einem altmodischen Mantel angetan — und einen großen häß-

lichen Bart trug. Plötzlich nahm Rauter die sein Gesicht verbergende und entstellende Brille ab und ließ sie auf die Straße fallen, wie unabsichtlich. Ein kleiner Negerjunge schien jedoch nur darauf gewartet zu haben, denn wie ein Blitz war er da, hob die dunklen Gläser auf und sagte, sie scheu zu Rauter emporhaltend: „Sir, Sie haben soeben Ihre Brille verloren."

Rauter sah auf das breite Horngestell und bemerkte, daß das linke Glas zerbrochen war. Er griff in die Tasche und gab dem Buben einen Dime und schritt dann, als ginge es ihn nichts mehr an, weiter. Der Junge starrte hinter ihm her, dann setzte er kopfschüttelnd die Brille auf seine flache kleine Nase und trollte sich.

Rauter aber ging in den nächsten Friseurladen . . .

„Nehmen Sie mir den Bart ab", befahl er und lehnte sich in den Stuhl zurück. Wie lächerlich von ihm, eine Art Verkleidung zu wählen, die in dunklen Augengläsern und einem Bart bestand, obwohl der Bart nicht angeklebt, sondern sein eigener war. Zu dumm, zu kindisch, zu albern! Er lachte sich jetzt selber aus, während er vor dem Spiegel saß und sich betrachtete. Der Bart war nur mehr halb vorhanden, er schrumpfte sichtlich unter Messern und Schere zusammen. Rauter kam sich vor, wie man sich in einem schlechten Detektivroman den Rächer vorstellt, der sich unerkannt dem Schurken nähert.

Natürlich, es war ihm damals in Paris wichtig erschienen, Lombard mit seiner plötzlichen Gegenwart zu überraschen, ihn, den Ahnungslosen zu überrumpeln, damit Lombard keine Zeit fand, Schritte gegen ihn zu ergreifen. Aber diese Vorsichtsmaßnahmen schienen jetzt so lächerlich und unnötig. Man hatte ihn für gesund erklärt. Er war ein freier Mann, der es nicht nötig hatte, sich zu verbergen. Was für eine Idee, sich ein wildfremdes Mädchen zu engagieren, es mit nach Amerika zu nehmen, zu dem einzigen Zweck, nicht selbst in Erscheinung treten zu brauchen, sondern durch einen Dritten handeln zu können! Was hatte er denn zu befürchten?

Aber hatte er Edith Zylander nur darum engagiert, hatte er nicht noch etwas anderes mit ihr im Sinn gehabt? Hatte er nicht geglaubt, daß, sollte es ihm unmöglich sein, an Lombard heranzukommen, er Edith gebrauchen könnte, um eine Verbindung zum Feind herzustellen? Jetzt erst wußte er, daß es dem unbewußten Wunsch entsprungen sein mochte, Lombard mit den gleichen Waffen zu schlagen, die jener damals gegen ihn angewandt hatte.

Der junge Friseur bespritzte seine Haut mit einer zartduftenden Essenz. „Wie ein Bart einen Menschen verändern kann", bemerkte er, das Trinkgeld einsteckend. Rauter lächelte ihm zu. Innerlich und äußerlich war er plötzlich ein anderer geworden.

Als er eine halbe Stunde später vor Carols Elternhaus stand, wußte er auf einmal, daß er sein verändertes Äußere nicht so sehr vernünftigen Erwägungen verdankte, sondern mehr oder minder dem Wunsche, Carol nicht zu erschrecken, ihr als der Mensch, den sie gekannt, gegenüberzutreten.

Auf sein Klingeln öffnete ein Butler.

Er starrte ihn an, fassungslos. „Mister Rauter, Mister Rauter! Sind Sie es wirklich? Oh, daß meine alten Augen Sie noch einmal sehen dürfen!"

„Hallo, William", sagte Rauter und drückte die Hand des alten Mannes, der einst seines Vaters Diener gewesen war. „Wie geht es? Gut, hoffe ich. Sie sind ganz der alte geblieben."

„Sie auch, Sir, Sie auch", sagte William und konnte eine vorwitzige kleine Träne nicht unterdrücken. „O Sir, Sie sehen nicht um einen Tag älter aus . . . ein paar graue Haare, aber wir werden alle grau. Darf ich mich nach dem Befinden erkundigen?"

„Es geht mir gut, William." Rauter ließ sich aus dem Mantel helfen. Er fühlte den Blick des Dieners auf seiner Gestalt, wie jener ihn musternd betrachtete.

„Mister Michael sollte sich einen neuen Anzug machen lassen, er ist schon etwas altmodisch", bemerkte William, seine Bewegung bekämpfend und sich seiner früheren Pflichten entsinnend.

Rauter wurde es warm ums Herz. „Ja, William, Sie haben recht", nickte er, und dann sagte er sehr schnell: „Wollen Sie mich bitte melden."

William sah Rauter an, er setzte zum Sprechen an, öffnete die Lippen und schloß sie wieder. Dann ging er, Rauter in der großen Halle warten lassend. Rauter trat vor das hell brennende Kaminfeuer und rieb sich nervös die Hände. Er würde Carol wiedersehen. In wenigen Minuten würde die Geliebte seiner Jugend — fünf Jahre hatten die Grenze zwischen Jugend und Alter gezogen — vor ihm stehen.

William näherte sich ihm von neuem. Er schob die Flügeltüren zum Salon auf. Rauter trat in das ihm so wohlbekannte Zimmer. Auf dem kleinen Flügel stand Carols Bild. Er stürzte förmlich darauf zu, hob es hoch und führte es dicht vor die Augen. Er kannte das Bild. Sie hatte es auf seinen Wunsch machen lassen. Zusammen waren sie zu dem bekanntesten Photographen Newyorks gefahren, dessen Atelier auf dem Dache eines sechzig Stockwerke hohen Hauses lag. Er erinnerte sich plötzlich mit aller Deutlichkeit jener Minute, wo sie Arm in Arm auf dem kleinen Dachgarten gestanden und Manhattan bewundert hatten. Von hier oben aus hatte er zum erstenmal verstanden, warum sein Volk Wolkenkratzer baute. Wie klein die Stadt war! Warum kam Carol nicht? Warum ließ sie ihn warten? Plötzlich waren die Befürchtungen von fünf Jahren wieder da. Lebte sie überhaupt noch in dem Hause ihrer Eltern? Wie kam er zu der Annahme, daß er sie hier finden würde? Hatte er sich nicht tausendmal in verzweifelten Nächten gesagt, daß Carol für ihn verloren war? Hatte er sich nicht selbst verboten, sich Hoffnungen hinzugeben, die so vage waren? Hatte er sich nicht noch vor seiner Abreise geschworen, sein Herz nicht an einen anderen Menschen zu verlieren? Hatte er sich nicht jedes Gefühl untersagt? Warum stand er hier? Was suchte er hier? Ah, er wollte ja nicht mehr sterben, er wollte ja kämpfen, und um diesen Kampf siegreich durchzuführen, brauchte er die Liebe eines geliebten Menschen, die ihm Kraft und Mut und Ausdauer und Geduld geben würde.

„Michael!" sagte eine dünne Stimme.

Rauter fuhr herum. Aber es war nicht Carol, die auf der Schwelle der Türe stand, sondern Carols Mutter, Mrs. Virginia Bennigs.

Auf den ersten Blick erkannte er, feinfühlig und leicht verletzbar geworden, daß es die alte Dame sichtliche Überwindung gekostet hatte, ihn zu empfangen. Ich gelte ja als unheilbar geisteskrank, sagte er sich, sie muß Angst haben. Das ist nur erklärlich, darum auch kommt sie an Stelle Carols. Er ging schnell auf sie zu und streckte ihr seine Hand entgegen, die zögernd ergriffen wurde.

„Ich bin ganz gesund", sagte er, „Mrs. Bennigs, Sie brauchen sich nicht zu fürchten, daß ich plötzlich einen Anfall bekomme und Ihre schönen Sachen zerschlage." Er lachte, um sie zu beruhigen. „Wirklich, glauben Sie mir. Ich bin nie verrückt gewesen."

Mrs. Bennigs sah ihn aus alten, müden hellblauen Augen an. „Sie haben sich nicht im geringsten verändert, Michael", flüsterte sie. „William hatte recht. Sie sind derselbe geblieben. Aber so setzen wir uns doch."

William erschien und servierte auf einem kleinen silbernen Tablett Cocktails und Zigaretten. Seinem zögernden Schritt merkte man an, wie ungern er sich entfernte.

„Sehen Sie, Mrs. Bennigs", sagte Rauter und blickte sie beschwörend an, „es war nur eine von Lombards oder meiner Stiefmutter Machenschaften, daß man mich in eine Anstalt brachte. Sie wollten keinen Prozeß, der klaren Tisch schuf und alles aufdeckte . . . und sie taten großzügig und versuchten, mich für lebenslänglich unschädlich zu machen."

„Mein armer Junge!" Mrs. Bennigs streckte ihm jetzt ihre Hände von selbst entgegen. „Mein armer Michael!"

Rauter beugte sich vor und Mrs. Bennigs begann, vielleicht ohne es zu wissen oder auch nur zu wollen, rein aus ihrem mütterlichen Herzen heraus, sanft über sein Haar zu streichen. Rauter wurde plötzlich wieder zu dem kleinen Jungen, der er vor vielen, vielen Jahren gewesen, als er als fünfjähriges Bübchen nach Klondike marschiert war. Die Tränen stiegen ihm auf. Er riß sich zusammen

(Fortsetzung folgt.)

Im Land der „Weihnachtsberge“.

Adventsbesuch im Erzgebirge.

Ein guter Beobachter hat es einmal so ausgedrückt: Im Erzgebirge kauft man sich die Weihnachtsfreude nicht, sondern man macht sie sich selbst mit allem, was nun einmal für groß und klein dazugehört. Das beginnt schon in den Hotels und Gaststätten, wo überall holzgeschnitzte oder aus Tannengrün gewundene Adventskränze hängen, und darin brennen rote, gelbe oder weiße Kerzen. Der Besucher aus der Großstadt blinzelt in die knisternden Flämmchen und atmet voll Lust den Duft, der sich aus dem Kerzenrauch und dem Harzgeruch der Tannennadeln mischt. So vorbereitet, kann die abendliche Wanderung durch die kleine Bergstadt beginnen. Die Straßen schimmern im fahlen Schein der Laternen. Schnee fällt in dichten Flocken. Und dann leuchtet es plötzlich auf in den Fenstern zu beiden Seiten: Hier und da und dort flackernder Kerzenschein hinter den Scheiben. Der Fremde tritt behutsam näher und schaut entzückt mit eigenen Augen, was er und viele andere drunten im Tiefland oft für ein schönes Märchen gehalten haben: Hölzerne, buntbemalte Männlein mit Kerzen in den Händen, Bergmannsfiguren, die noch an die einstige Blütezeit des Silberbergbaus erinnern, blicken ihn an. Oft stehen Engel mit sanften Mienen in wallenden Gewändern dabei, auch mit brennenden Kerzen in den zarten Händen. Ein seltsam feierliches, ergreifendes Bild, eine Feier der Jugend, ihre Huldigung an das Licht, das die Finsternis erhellt. Jeder Junge besitzt einen solchen handgeschnitzten Leuchtermann, jedes Mädel einen Leuchterengel. Stolz zünden sie am Sonnabend und Sonntagabend in der Adventszeit die Kerzen an.

Was aber tun die Großen an solchen kalten, langen Winterabenden? Sie gehen „hutzen“, d. h. die Nachbarn besuchen. Mal ist bei diesem, mal bei jenem das Treffen. Nicht etwa bloß zum Erzählen, nein, es wird emsig gearbeitet und gemeinsam gesungen. Schöne, alte Lieder mit einfachen, gemütvollen Melodien durchklingen die „Hutzenstub“. Frauen und Mädchen sitzen dabei und klöppeln. Wenn der Gesang einmal ein paar Augenblicke verstummt, hört man deutlich das leise Klingen, das bei der kurzen Berührung der hölzernen Klöppel entsteht, die geschickte Hände geschwind durcheinander werfen, um aus den zahllosen Verschlingungen der feinen Fäden köstliche Muster auf dem Klöppelkissen zu formen. Die Männer haben sich um einen Tisch geschart und schnitzen mit scharfen Messern aus weichem Holz allerlei Figuren, Menschen, Tiere, Häuser, Bäume. Es riecht nach Farbe und Leim; denn was der einzelne nach seiner Phantasie und seinem Können schafft, das wird bunt bemalt und zu malerischen Gruppen zusammengestellt in den großen Weihnachtsberg eingefügt.

Der Weihnachtsberg ist die erzgebirgische Sonderform der Krippe. Und da solche Weihnachtsberge bis über 70 qm Fläche bedecken, wie beispielsweise der in der Bergstadt Lößnitz, so ist's kein Wunder, wenn ganze Weihnachtsbergvereine mit zahlreichen Mitgliedern entstanden sind, die in gemeinsamer Arbeit jahrelang in ihrer Freizeit unter Anleitung eines besonders künstlerisch begabten oder geschulten Mannes an der Fertigstellung arbeiten. Mancher Erzgebirgler meint allerdings, ein richtiger Weihnachtsberg dürfte eigentlich nie fertig werden, weil es immer noch irgend etwas gibt, was ergänzt oder verbessert werden könnte. Und wenn's auch nur die Vergrößerung der Herde bei den Hirten auf dem Felde wäre. — Mit rührender Sorgfalt ist jedes Motiv aus der Heilandsgeschichte gestaltet, von der Verkündigung Mariä an bis zur Kreuzigung und Himmelfahrt. Die Bergvereine setzen ihren Stolz nicht nur darin, recht viele und schöne Figuren zu haben, sondern es kommt auch darauf an, daß möglichst viele davon beweglich sind. Der 60 qm große Weihnachtsberg des Schneeberger Bergvereins, dessen Herstellung ein Menschenalter dauerte, umfaßt beispielsweise rund 500 in orientalischem Stil geschnitzte Figuren, von denen über 300 beweglich sind! In einigen Weihnachtsbergen gibt es im Bach Kidron sogar fließendes Wasser. Das Eigenartigste an manchen aber ist dies: Sie behandeln wohl den biblischen Stoff, aber sie zeigen eine typisch erzgebirgische Landschaft mit ebenso unverkennbar erzgebirgischen Menschen. Maria erscheint in erzgebirgischer Tracht mit Umschlagetuch, Josef ist ein Bergwerkszimmermann, die Jünger sehen erzgebirgischen Handwerkern ähnlich. Selbst Bergwerksstollen und rodelnde Kinder kommen vor, die einfach aus natürlicher Freude am Schaffen hinzugefügt wurden.

Was in den Weihnachtsbergen Gemeinschaften von „Feierohmd“-Schnitzern, die tagsüber meist völlig unkünstlerische Berufe ausüben, für die Gesamtheit gestalten — nur zur Freude, durchaus nicht zum Verkauf — das basteln sich in kleinerem Maßstabe auch einzelne zusammen, indem sie sich Leuchter, Räucherkerzenmänner, allerlei Spielfiguren, Kasperletheater, vor allem aber Pyramiden selbst zurechtschnitzen. Die Pyramide war, gewissermaßen als immerwährender stilisierter Weihnachtsbaum, in früheren Jahrhunderten fast in allen deutschen Familien heimisch. Hier im Erzgebirge hält man bis auf den heutigen Tag an der Pyramide, der „Permett“, fest. Immer wieder wird die „Permett“ in der Vorweihnachtszeit vom Boden geholt, neu geputzt und geschmückt und mit neuen Figuren besetzt. Plastische Bilder aus der Weihnachtserzählung stehen auf hölzernen Scheiben, die übereinander an der senkrecht stehenden Achse befestigt sind, deren Spitze oben das Windrad trägt. Die von den brennenden Kerzen aufsteigende Hitze setzt dann das Rad in Bewegung, und alle Scheiben mitsamt den Figuren drehen sich lustig mit. Man sieht kleine und große Pyramiden, schlichte und großartige mit allerliebsten Schnitzereien. Wie selig mag der Vater dabeistehen, wenn die Kinder am Heiligabend fröhlich jauchzend sein selbstgeschaffenes Kunstwerk umtanzen . . .

Ich habe mir einen erzgebirgischen Leuchtermann mit nach Hause genommen, ein strammes, aufrechtes Kerlchen in der schmucken Uniform der Schneeberger Bergleute. Und mit ihm nahm ich ein winziges Teilchen jener heimelig fröhlichen Vorweihnachtsstimmung mit, jener Vorfreude, die aus schlichten, reinen Herzen kommt. Wenn die beiden roten Kerzen mit ihrem milden Schein sein Gesicht umspielen, ist es manchmal, als lächle das Leuchtermännlein still in sich hinein in seliger Erinnerung an erwartungsfrohe Adventsabende seiner erzgebirgischen Heimat, dem Lande der Weihnachtsberge . . . **B. P.**

Im Nordlicht verweht.

Aus dem Tagebuch eines Pelzjägers.

Von Hjalmar Edström.

Wie der Knabe an das Eismeer gekommen war, wußte niemand. Die Tungusen hatten ihn aufgelesen, als sie ihre Renntiere zusammentrieben. Weil gerade ein violetter Glanz auf den Schnee fiel, sich in rosa und gelb verwandelte und dann rot wie das Blut des Zobel von einem Stern zum anderen fingierte, nannten die Nomaden das bißchen Leben, das da unter einem Häufchen Lumpen schlug, „Kul“ — das heißt: „das Licht“.

Als der Findling größer geworden war, erbebte er jedesmal unter dem zuckenden Strahlenkranz. Das Nordlicht packte ihn mächtig an. Der Junge, mit Haaren, die lang und blond auf die Schultern fielen, so blau wie die Schuppen der Fische im Jenissei, konnte sich nicht von dem Wunder am Horizont losreißen. Stundenlang kniete er mit zurückgeworfenem Kopf im Schnee hinter dem Zelt und starrte gen Himmel. Trafen die Tungusen den Aufgelesenen in dieser Stellung, so verzog sich ihr Mund zu einem breiten Grinsen. „Er ist von den hüpfenden Strahlen besessen“, spotteten sie und warfen einen Knochen nach dem Träumer, daß er aus seiner Verzückung aufschreckte.

Meist schweifte Kul allein mit den Renntieren über die verschneite Tundra. Nur die Hunde begleiteten ihn. Sie fingen Hühner, die mit bloßem Auge in der glitzernden Landschaft gar nicht zu erkennen waren, so weiß schimmerte ihr Gefieder. Der Knabe verzehrte das Beutefleisch roh. Wenn ihn die Müdigkeit packte, hängte er sich bettelnd an die Schaufeln einer Renntierkuh. Die legte sich gehorsam in den Schnee und leckte ihm Gesicht und Hände. An den warmen Leib des Tieres gelehnt, schlief der Findling ein.

Einmal überraschten Nomaden den Einsamen, wie er mit einem jungen Bären spielte. Der mochte sich auf rätselhafte Weise aus den Wäldern des Südens an die Küste verirrt haben. Sie erschlugen das Tier und sperrten

den Knaben einen Tag lang ohne Nahrung in ein besonderes Zelt, damit alles „Unreine" von ihm abfiele.

Viel hatte Kul unter der Bosheit der Kinder zu leiden. Ohne ersichtlichen Grund stießen die Breitnasigen mit ihren krummen Beinen nach dem fremden Blondkopf. Trieben es die schwarzhaarigen Pelzkugeln zu arg, so schlug und biß der Gequälte um sich, fetzte seinen schlitzäugigen Plagegeistern das Fell vom Leibe, daß sie nackt und jaulend über den Schnee trudelten.

Mit der Zeit schienen nicht wenige Tungusenväter den Findling als Last zu empfinden. Es war Gesang in ihren Ohren, als nach einer blutigen Balgerei der Kinder die Weiber an den Ältesten herantraten und vorschlugen, den artfremden Fresser im Schnee zu ersticken. Schweigend ließ Scho, der Schamane, die Anklage über sich ergehen. Als die Frauen geendet hatten, jagte er sie zornig in den Tschum zurück: „Arme Sträflinge haben Kul auf der Flucht verloren, wir dürfen ihn nicht töten!" —

Während der kurzen Sommer pflegten die Nomaden ihre Zelte nahe dem Ufer des Jenissei aufzuschlagen. Myriaden Moskitos schwärmten über den dampfenden Eisschollen. Mit jedem Jahr schoben sich ihre Wolken näher an das Polarmeer heran. Weißer noch als Schnee fieberte das Moos die dünne, aufgetaute Bodenkruste entlang. Plötzlich begannen kraftlose Birkensträucher zu grünen. Über Nacht färbten sich die Hänge des Flusses blutrot mit dem Blütenteppich der Kluckwabeere. Wochen hindurch näherten sich die Tungusen nur noch von frischem Fischfleisch. Ganze Berge von Lachsen und Sterletten wurden auf Wolfsdärme gereiht und in der heißen Sonne für den Winter getrocknet.

Wenn Kul keine Netze zu knoten hatte, rekelte er sich im Farnkraut, das ihm bereits in den ersten Wochen nach der Schneeschmelze bis zu den Knien reichte. Um den Verträumten ästen die Renntiere. Eingekeilt zwischen ihren Leibern blinzelte der Knabe den endlosen Zügen schnatternder Graugänse nach. Zu Tausenden ließen sich die wilden Vögel auf dem Jenissei nieder. Ohne Scheu bauten sie ihre Nester in das Steingeröll des Ufers. Von weither summten die Bienen. Eifrig war Kul hinter ihren Honigverstecken her. Auf der flachen Hand trug der Knabe dem Schamanen die gefüllten Waben ins Zelt.

Einmal, zu Ende eines Sommers, geschah Ungewöhnliches. Ein Händler ruderte noch aus dem Süden mit Zucker und Tabak den Fluß herauf. Mißtrauisch nahmen die Hirten den Breitschultrigen in ihre Mitte. Die Füße des Ankömmlings steckten in Schaftstiefeln, die bis über die Knie reichten. Über grobes Sackleinen, das der Mann auf dem Leibe trug, hatte er eine Jacke aus gegerbtem Luchsfell gezogen. Nachdem der Älteste und seine Leute festgestellt hatten, daß es sich bei dem späten Gast um einen Verschickten handelte, dem es vor sechs Wintern gelungen war, aus dem Gefangenenlager am Meer tausend Werst hinunter in die Taiga zu entfliehen, zeigten sie sich einem letzten Tauschgeschäft kurz vor dem Abbruch der Sommerzelte nicht abgeneigt.

Mitten im Feilschen wurde die Aufmerksamkeit des Fremden auf den Eingang des Tschums gelenkt, in dem Kul mit einem jungen Lemming im Arm erschien. Starr richteten sich die Augen des Händlers auf den Knaben, der bei dem erregten Mienenspiel des Unbekannten wie angewurzelt stehen blieb. „Woher habt ihr das Kind?" flüsterte der Fremde in dem Augenblick, als der verstörte Kul im tollen Lauf davonstürmte. — „Ein Findling", antwortete verwundert der Älteste, „weißt du von seinen Eltern?"

„Schamane, es ist mein Sohn!"

Zwei volle Tage brauchte Kul, um sich an den Mann, dem er wie aus dem Gesicht geschnitten war, zu gewöhnen. Dann hörte er zu weinen auf. Die Beine zitterten ihm nicht mehr, wenn der Vater in einer Sprache, die der Sohn längst vergessen hatte, auf ihn einredete.

Als die beiden am dritten Tage auf ihrem Floß der Mitte des Jenissei zuruderten, legte der Tungusenhäuptling noch einmal die Hände an den Mund: „Bist du ein Russe?" . . . Eine ganze Weile verstand der Händler die Worte des Alten nicht. Dann aber ging ein Leuchten über sein Gesicht: „Vor sieben Sommern verlor ich meinen Hof im Süden, Schamane. Ihr habt einen Wolgadeutschen wieder glücklich gemacht!" . . .

Lange noch winkten die Nomaden, bis der Kahn hinter einer Biegung des Jenissei ihren Blicken für immer entschwand.



Bunte Chronik



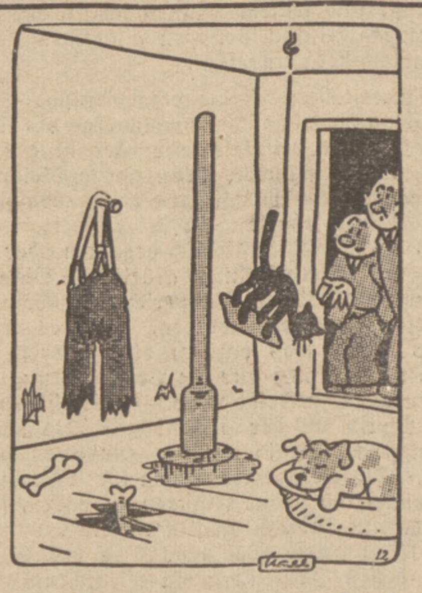
Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte.

In Nordestland hat sich kürzlich zwischen zwei Waldhütern eines Bären wegen ein Streit zugetragen, der des humorvollen Anstrichs nicht entbehrt. In dem Revier des einen dieser Waldhüter hausten mehrere Bären. Diese wurden besonders sorgfältig gehegt, da ein Waldhüter für jeden in seinem Revier nachgewiesenen Bären von der Regierung eine Prämie von 25 Kronen erhält. Zum Leidwesen des betreffenden Waldhüters fühlten sich jedoch die Bären in seinem Revier aus irgend einem unerklärlichen Grunde nicht heimisch und wechselten oft in das Nachbarrevier hinüber. Unlängst nun erfuhr er, daß sein von den Bären bevorzugter Kollege aus dem Nachbarrevier für einige Tage in die nächste Stadt reisen mußte. Kurz entschlossen nahm er seine Frau und einiges Dienstpersonal zu Hilfe und beschloß, die hinübergewechselten Bären wieder in sein eigenes Revier zurückzujagen. Die Treibjagd war in vollem Gange, die Bären auf der Flucht in der gewünschten Richtung, als plötzlich unerwartet der in der Stadt geglaubte Waldhüter auftauchte. Zwischen den beiden Rivalen entspann sich ein Wortwechsel, der schließlich in Tätlichkeiten ausartete. Den Streit machten sich die Bären zunutze, um schnell in das Revier eines dritten Waldhüters hinüberzuwechseln, der nun mit Freuden die ausgesetzte Prämie genommen hat



Lustige Ecke





„Es ist ja heutzutage unmöglich Haushilfe zu bekommen, wir haben daher das Mädchenzimmer für Karo eingerichtet!"

Wydawca, nakladem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.